In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 154. Posen, den 25. Dezember 1927. Nr. 154

Weihnacht.

Leis senkt die fromme Nacht den Dämmerflor,
Da werden rings die Türmeriesen wach:
Tief-ehern hallt ihr Feierstimmenchor
Wie Wunderruf hoch über First und Dach;
Ihr Grüßetauschen wogt ob Leid und Sehnen
Hehrbrausend wie ein Zug von Silberschwänen:
Weihnacht! Weihnacht!

Da trippelt's über Diel' und Fliesen leis,
Süßselige Unruh' huscht durch alle Welt:
Die Arbeit wäscht die rußigen Arme weiß
Und lauscht verträumt ins weite Winterfeld;
Und tausend harmgewohnte Herzen schlagen
Leisesehnend wie in frohen Kindertagen:
Weihnacht! Weihnacht!

Sieh! Ueber weiße Wege tiefverschneit
Ziehn Not und Freude lächelnd Hand in Hand;
Aus hellen Fenstern glänzt der Friede weit
Ins stille, glockenlaute Winterland.
Scheujubelnd singt das reinste Glück in leisen
Und wundergläubig holden Kinderweisen:
Weihnacht! Weihnacht!

Paul Kirchhoff.

Drei Christusmärchen.

Von Walter Schmidkunz.

Vom Zaunkönig.

Der Zaunkönig ist eins der Geschöpfe, die man „Gottes liebe Tiere“ nennt.

Der Zaunkönig schlief in der Christnacht in seinem kleinen Nest. Da hörte er von ungefähr, so halb im Traum, eine Stimme, die erzählte, daß in dieser Nacht das Jesuskind in die Welt gekommen sei und zu Bethlehem im Stalle in der hölzernen Krippe liege. Da sprang der Zaunkönig mit einem Satz aus den Federn, streckte ein paarmal die Flügel und machte sich augenblicklich auf die Reise. Schnell wie der Wind kam er angeflogen, fand den Stall und das Kind, setzte sich auf den Krippenrand, machte seinen Diener und zwitscherte ein recht schönes Lied als Willkommen für das liebliche Kind. Als der Zaunkönig nun aber sah, wie elend und dürftig das harte Strohlager in der Krippe war, da pfiff er rasch seine Melodie zu Ende. Jetzt huschte er aus der Tür und war auf und davon. Aus dem Wald trug er in seinem kleinen Schnäbelchen eifrig weiches Moos zu Hauf und holte den schönsten Flaum aus seinem Neste, um dem Neugeborenen ein lindes Lager zu bereiten.

Während aber der kleine Vogel unterwegs war, kroch eine dicke, häßliche Spinne aus dem alten Gebälk, drehte einen feinen Faden und spann daran ihr Netz, gerade über das Gesicht des schlafenden Jesuskindes. Arg erschrocken wischte es die Mutter weg, denn sie fürchtete, das Gespinst könne dem Kinde in die Augen kommen und ihm Schaden tun. Aber die Spinne kümmerte sich nicht weiter darum und fing sofort wieder an, von neuem ihre Fäden zu drehen, und schnell hatte sie abermals ihr feines Gewebe fertig, das wie ein Schleier des Kindes Gesicht überzog. Das sah der Zaunkönig, der gerade mit einem Bündelchen Vogelflaum angekommen war und es in die Krippe gestopft hatte. Er sprang, ohne lange zu fragen und zu reden, herzu, sperrte den Schnabel auf — und schon hatte er die garstige Spinne verschlungen. Des war Maria herzlich froh, und sie dankte dem lieben kleinen Helfer und verlieh ihm und seiner Familie zum Lohne den königlichen Namen, den er voll Stolz noch heute trägt.

Unser lieben Frau Bettstroh.

Das Stroh, das in dem Stalle lag, in dem Christus geboren wurde, war kein richtiges Stroh, wie man es auf den Feldern schneidet. Es waren Farnwedel und Labkraut und auch ein wenig Johanneskraut war darunter. Diese Pflanzen blühten im Sommer mit unscheinbaren weißen Blümchen, die aber niemand sonderlich beachtete. Jetzt im Winter waren sie dürr und ganz ohne Schmuck, und die winzigen Blütenkrönchen waren abgefallen.

Als aber der erste Schrei des göttlichen Kindes in die Welt scholl, da trieben das Labkraut und das Johanneskraut ganz schnell richtige Blüten zur Ehre der Geburt des Heilands. So freuten sie sich.

Die Farnwedel aber rührten sich nicht und zeigten weder Freude noch Verehrung. Schlaff und faul hingen die braunen Fahnen von den Stielen und schliefen ihren Winterschlaf weiter. Da nahm ihnen der liebe Gott für alle Zeit ihren sommerlichen Blütenkranz, und seither steht das Farnkraut schmucklos das ganze Jahr über ohne Blümchen im Walde, und nur noch schwarze Pünktchen zeigen an, wo einstmals die silbernen Blüten saßen. Manchmal überkommt es aber den Farn wie Reue und Schmerz über die verlorene Schönheit, und dann läßt er wie ein lahmer Vogel traurig Schopf und Fittich hängen.

Das Labkraut erhielt aber von Gott schöne, lange Zweige voll goldener Knöpfe und durfte diesen Schmuck für ewige Zeit behalten. Das Johanneskraut gar ist eine richtige Wunderblume geworden: aus seinen Knospen kann man noch immer die blutigen Tränen pressen, mit denen Maria in Not und Schmerz damals ihr elendes Strohlager netzte.

Die beiden Pflanzen aber nennt man seitdem: „unser lieben Frauen Bettstroh“.

Der erste Christbaum.

Zu Nazareth, dem stillen Landorte, in dem das Jesuskind heranwuchs, lebte ein armes Weib. Der liebe Gott hatte ihr sieben Kinder geschenkt, aber nicht das Brot dazu, um sie zu ernähren. Da war oft Schmalhans Küchenmeister und der Hunger ständiger Gast. Der Vater lag längst unter der Erde, und der Mutter Hände Arbeit allein genügte nicht, um die siebenköpfige Kinderschar satt zu machen. Doch Gott verläßt die Seinen nicht. Er sandte ihnen seinen eigenen Sohn ins Haus, das Christuskind, das oft mit den armen Kindern spielte. Und waren sie müde vom Tollen und Laufen, so nahm Jesus die kleine Gesellschaft mit nach Hause. Mutter Maria kochte Kaffee, eine große, große Kanne voll, schnitt Berge von Brot auf und strich dick Butter und Honig darauf. Da hieben die hungrigen Kinder lustig ein und aßen sich wacker durch den Schlaraffenberg durch und liefen dann beglückt heim zu ihrer Mutter.

Der kleine Jesus war sieben Jahre alt geworden. Mutter Maria hatte diesen Tag nicht vorbeigehen lassen, ohne ihr liebes Kind mit allen Gaben und Geschenken zu bedenken, die es sich

nur immer gewünscht hatte. Als nun Jesus abends, müde und glückselig in seinem Bettchen lag und die großen Ereignisse dieses siebenten Geburtstages im Stillen nochmals überdachte, da kamen ihm plötzlich die Gedanken an die armen Spielgefährten in den Sinn, die ganz gewiß noch niemals ein Geschenk zum Geburtstage bekommen hatten. Heimlich und leise stieg das Christuskind aus seinem Bettchen, rief seine sieben Englein zu sich, nahm die schönsten von seinen Spielsachen unter den Arm und machte sich im Hemdchen auf den Weg zur Hütte am anderen Dorfende, wo die armen Kinder wohnten. Unterwegs schickte er den ersten Engel fort, daß er vom Bäumchen „Schüttledich“ schöne Kleider und Schuhe und warme Strümpfe herbeibrächte, den zweiten sandte er zum Zuckerwerk um süße Leckereien, ein anderer mußte herrliche Früchte aus den Paradiesgärten holen und ein vierter endlich goldene Glitzersterne von der Milchstraße, kurz, jeder Engel bekam ein Amt und einen Auftrag.

So kamen sie endlich, reich mit wunderbaren Schätzen beladen, vor das armselige Häuschen der Witwe. Dort war's schon längst still und dunkel. Im kleinen Garten vor dem Hause stand zwischen Kartoffelbeeten und verblühten Bauernblumen ein kleiner, einsamer Tannenbaum, hingepflanzt wie ein Stelldichein für die hungernden Vögelein, die einzige Pflanze, die jetzt mitten im Winter ein grünes Kleid trug, das der weiße Schnee wie Schwanenpelz wunderlich verbrämte. An seinen Zweigen hing nun der kleine Jesus all die feinen Sachen auf, die er und die Englein angeschleppt hatten. Und die Engel halfen ihm dabei und steckten besonders an die höchsten Aeste, die das Kind nicht erreichen konnte, die schönsten Dinge. Da blieb manchmal ein goldenes Engelshaar in den grünen Nadeln hängen, das mit den silbernen Schneekristallen um die Wette funkelte. An jedem Ast und Aestchen baumelte nun ein Stück, ein Apfel, ein Schuh, eine Nuß (die sich an den Engelsflügeln ganz golden gefärbt hatte, irgend ein Spielzeug, ein Hemdchen, eine Zuckerbrezel oder gar ein leuchtender Himmelsstern. Als das letzte Geschenk an seinem Zweige hing, schlich sich Jesus leise, wie er gekommen war, davon, entließ die hilfreichen Englein mit vielem Dank und legte sich, als wäre nichts geschehen, wieder in sein Bettlein.

Den Jubel kann man sich denken, als die armen Kinder am nächsten Morgen den seltsamen Tannenbaum im Schnee vor dem Hause stehen sahen. Sie faßten sich an den Händen und tanzten Ringelreihen um den grünen Wunderbusch. Glücklicher aber war noch das Jesulein, und es hatte solche Freude über seinen prächtigen Einfall, daß es sich vornahm, immer an seinem Geburtstag recht vielen, ja am liebsten allen Kindern, die gleiche Freude zu verschaffen.

So wurde der Weihnachtstag zum seligsten Fest des Jahres, und an keinem anderen Tage gibt es so viele frohe Gesichter und so glückliche Herzen. Selbst der Allerärmste hat seinen Weihnachtsbaum, mag er auch noch so klein und bescheiden sein.

Das ist die wahre Geschichte vom ersten Christbaum.

(Mit besonderer Genehmigung des Paul Stangl-Verlages München, dem Buche „Christusmärchen“ von Walter Schmidkunz entnommen.)

Der Seewolf.

Von Jack London.

18. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Ihr Versprechen?“ fragte ich Wolf Larsen.

„Ich dachte gar nicht daran, sie an Bord zu nehmen, als ich es gab,“ erwiderte er. „Und was auch geschehen ist, so werden Sie mir jedenfalls zugeben, daß ich nicht Hand an sie gelegt habe . . . Im Gegenteil, im Gegenteil,“ lachte er einen Augenblick später.

Ich antwortete nicht. Ich war unfähig, zu sprechen, mein Geist war verwirrt. Ich wußte, daß ich Zeit brauchte, um über das Geschehene nachzudenken. Die Frau, die jetzt unten in der Kajüte schlief, bürdete mir eine Verantwortung auf, die mir schwer aufs Herz fiel, und der einzige vernünftige Gedanke, der mir durchs Hirn flackerte, war, daß ich nichts übereilen durfte, wenn ich ihr überhaupt eine Hilfe sein wollte.

Zweiter Teil.

Der Rest des Tages verging, ohne daß sich etwas ereignet hätte. Der frische Wind mit seinen Regenschauern legte sich. Der vierte Maschinist und die drei Heizer wurden nach einer heftigen Auseinandersetzung mit Wolf Larsen neu eingekleidet, erhielten ihre Plätze unter den Jägern in verschiedenen Booten und in den Schiffswachen angewiesen und wurden dann in die Back geschickt. Sie wagten nicht, zu protestieren. Was sie von Wolf Larsen gesehen, hatte sie eingeschüchtert, und was sie in der Back über ihn hörten, benahm ihnen die letzte Lust zur Auflehnung. Miß Brewster — ich hatte ihren Namen von dem Maschinisten erfahren — schlief immer noch. Erst am nächsten Morgen kam sie zum Vorschein. Ich hatte ihr das Essen gesondert bringen lassen wollen. Aber Wolf Larsen durchkreuzte meine Absicht. Wer sie wäre, daß sie zu gut für den Kajütentisch und die Kajütengesellschaft sei, hatte er gefragt.

Aber ihr Erscheinen bei Tisch hatte eine seltsame Wirkung. Die Jäger wurden stumm wie die Fische. Nur Jock Horner und Smoke ließen sich nicht einschüchtern, warfen verstohlene Blicke auf sie und beteiligten sich selbst an der Unterhaltung. Die vier anderen hoben nicht die Augen von ihren Tellern, sie kauten unaufhörlich mit nachdenklicher Gründlichkeit, und ihre Ohren bewegten sich im Takt mit ihren Kinnladen wie bei fressenden Tieren.

Auch Wolf Larsen sagte anfangs nicht viel; er antwortete nur, wenn man sich an ihn wandte. Nicht etwa, daß er verlegen gewesen wäre. Weit entfernt! Diese Frau war für ihn nur ein neuer Typ, völlig verschieden von dem Schlage, den er bisher kennengelernt hatte, und er war neugierig. Er studierte sie, seine Augen ließen kaum von ihrem Gesicht, es geschah denn, um die Bewegungen ihrer Hände und Schultern zu beobachten. Ich selbst studierte sie ebenfalls, und obwohl ich die Kosten der Unterhaltung trug, war ich doch ein wenig schüchtern. Er hingegen war die Ruhe, das unerschütterliche Selbstvertrauen selber; er fürchtete eine Frau nicht mehr als Sturm und Kampf.

„Und wann sind wir in Jokohama?“ wandte sie sich an ihn und blickte ihm gerade in die Augen.

„In vier Monaten, vielleicht auch in dreien, wenn die Jagdzeit früh vorüber ist,“ sagte Wolf Larsen.

Sie schnappte nach Luft und stammelte: „Ich — ich dachte — man ließ mich in dem Glauben, daß Jokohama nur eine Tagesreise entfernt sei. Das . . .“ Sie machte eine Pause und blickte von einem auf das andere dieser unsympathischen Gesichter im Kreise, die fest auf ihre Teller starrten. „Das kann nicht richtig sein,“ schloß sie.

„Das ist eine Frage, die Sie mit Herrn van Weyden abmachen müssen,“ erwiderte er, indem er mir augenzwinkernd zunickte. „Herr van Weyden ist so etwas wie eine Autorität in Fragen des Rechtes. Ich bin nur ein einfacher Seemann und sehe die Situation daher etwas anders an. Für Sie mag es vielleicht ein Unglück sein, daß Sie hierbleiben müssen, aber für uns ist es sicher ein Glück.“

Er sah sie lächelnd an. Ihre Augen senkten sich vor seinem Blick, aber sie hob sie wieder trotzig zu den meinen. „Was meinen Sie?“ fragte sie.

„Daß es schlimm wäre, namentlich, wenn Sie Verpflichtungen für die nächsten Monate übernommen hätten. Da Sie aber, wie Sie sagen, lediglich aus Gesundheitsrücksichten nach Japan reisen wollten, kann ich Ihnen versichern, daß Sie sich nirgends besser erholen können als an Bord der „Ghost“.“

Ich sah ihre Augen unwillig aufblitzen, und diesmal senkte ich den Blick und fühlte, daß ich unter dem ihren errötete. Ich war feige, aber was hätte ich tun sollen?

„Herr van Weyden ist Autorität auf diesem Gebiete,“ lachte Wolf Larsen.

Ich nickte, und sie blickte mich, jetzt wieder beherrscht, erwartungsvoll an.

„Nicht, daß er gerade schon damit prahlen könnte,“ fuhr Wolf Larsen fort, „aber er hat sich prachtvoll erholt. Sie hätten ihn sehen sollen, als er an Bord kam. Ein jämmerlicheres Exemplar der Gattung Mensch hätte man schwerlich finden können. Stimmt das, Kerfoot?“

Kerfoot war bei dieser direkten Anrede so bestürzt, daß er das Messer zu Boden fallen ließ, aber es gelang ihm, zustimmend zu grunzen.

„Und schauen Sie ihn sich jetzt an! Und dazu hat er gelernt, auf eigenen Füßen zu stehen. Wenn Sie ihn jetzt sehen, glauben Sie es vielleicht nicht, aber im Anfang war er ganz außerstande dazu.“

Die Jäger kicherten, sie aber sah mich mit einem Mitgefühl an, das Wolf Larsens Unverschämtheit reichlich aufwog. Wahrlich: so lange hatte ich kein Mitgefühl gefunden, daß mir ganz weich ums Herz wurde. In diesem Augenblick wurde ich — und zwar freudig — ihr willfähriger Sklave. Aber ich war zornig auf Wolf Larsen. Mit seinen geringschätzigen Bemerkungen forderte er meine Männlichkeit, forderte er die Selbständigkeit heraus, die er mir verschafft hatte.

„Ich habe vielleicht gelernt, auf eigenen Füßen zu stehen,“ entgegnete ich, „aber noch nicht, auf die anderer zu treten.“

Er warf mir einen höhnischen Blick zu. „Dann ist Ihre Erziehung erst halb vollendet,“ sagte er trocken und wandte sich wieder an sie.

„Wir sind sehr gastfreundlich auf der „Ghost“. Herr van Weyden kann das bestätigen. Wir tun alles, um es unseren Gästen angenehm zu machen, nicht wahr, Herr van Weyden?“

„Ja, bis zu Kartoffelschälen und Tellerabwaschen,“ antwortete ich, „gar nicht davon zu reden, daß einem aus lauter Freundschaft der Hals umgedreht wird.“

„Ich bitte Sie, sich durch Herrn van Weyden keine falschen Vorstellungen machen zu lassen,“ legte er sich mit angenommener Aengstlichkeit dazwischen. „Sie werden bemerkt haben, Miß Brewster, daß er ein Messer im Gürtel trägt, etwas — hm — etwas ganz Ungewöhnliches für einen Schiffsoffizier. Herr van Weyden ist zwar sehr ehrenwert, aber, wie soll ich sagen, ein wenig streitsüchtig und gebraucht scharfe Mittel. In ruhigen Augenblicken ist er ganz vernünftig und umgänglich, und da er jetzt ruhig ist, wird er nicht leugnen, daß er mir gestern an den Kragen wollte.“

Ich wollte vor Wut ersticken, und meine Augen schossen Blitze. Er fuhr fort:

„Schauen Sie ihn jetzt an. Er kann sich kaum in Ihrer Gegenwart beherrschen. Er dürfte nicht gewohnt sein, sich in Gesellschaft von Damen zu bewegen. Ich werde mich bewaffnen müssen, ehe ich wagen kann, mit ihm an Deck zu gehen.“

Er schüttelte traurig den Kopf und murmelte: „Schlimm, schlimm!“, während die Jäger in schallendes Gelächter ausbrachen.

Die rauhen Stimmen dieser Seebären hallten polternd und brüllend in dem engen Raum wider und taten eine merkwürdige Wirkung. Die ganze Umgebung war wild und unheimlich, und als ich nun diese fremde Frau betrachtete und mir vorstellte, wie wenig sie hier hereinpaßte, wurde mir zum erstenmal klar, wie sehr ich selbst es tat. Ich kannte diese Männer und ihr Seelenleben, und ich war selbst einer der Ihren, lebte das Leben, aß die Kost und dachte die Gedanken der Robbenjäger. Für mich war nichts Merkwürdiges mehr an ihren rauhen Kleidern, ihren gemeinen Gesichtern, dem wilden Gelächter, an den schwankenden Kajütenwänden oder den schwingenden Schiffslampen. Als ich mir ein Stück Butterbrot schmierte, fiel mein Blick zufällig auf meine Hände. Die Knöchel waren hautlos und entzündet, die Finger geschwollen, die Nägel schwarzrandig. Ich fühlte die dichten Bartstoppeln auf meinem Halse und wußte, daß ein Aermel meiner Jacke zerrissen war und ein Knopf an meinem blauen Hemd fehlte. Das Messer, das Wolf Larsen erwähnt hatte, hing in einer Scheide an meiner Hüfte. Es war sehr natürlich, daß es dort hing — wie natürlich, war mir nicht eingefallen, bis ich es jetzt mit ihren Augen ansah, und mir bewußt wurde, wie seltsam ihr dies und alles andere vorkommen mußte.

Aber sie erriet den Spott in Wolf Larsens Worten, und sandte mir wieder einen mitleidigen Blick. Gleichzeitig las ich jedoch Bestürzung in ihren Augen. Seine Neckereien machten die Situation nur noch verwirrender für sie.

„Ein vorbeifahrendes Schiff kann mich vielleicht aufnehmen,“ schlug sie vor.

„Es gibt keine vorbeifahrenden Schiffe außer anderen Robbenschonern,“ gab Wolf Larsen zur Antwort.

„Ich habe keine Kleider, nichts,“ wandte sie ein. „Sie denken sicher nicht daran, daß ich kein Mann und das unstete Leben, das Sie und Ihre Leute führen, nicht gewohnt bin.“

„Je eher Sie sich daran gewöhnen, desto besser,“ sagte er. „Ich werde Sie mit Stoff, Nadel und Faden versehen,“ fügte er hinzu. „Ich hoffe, es wird Ihnen nicht allzuviel Mühe machen, sich ein oder zwei Kleider zu nähen.“ Sie verzog den Mund, um ihre Unerfahrenheit im Schneidern kundzutun. Daß sie ängstlich und verwirrt war und tapfer versuchte, es zu verbergen, war mir ganz klar.

„Ich nehme an, daß Sie ebenso wie Herr van Weyden dort gewohnt sind, alles durch andere für sich tun zu lassen. Nun, ich denke, Ihnen wird kein Stein aus der Krone fallen, wenn Sie einmal selbst etwas für sich tun müssen. Womit erwerben Sie sich übrigens Ihren Unterhalt?“

Sie sah ihn mit unverhohlenem Erstaunen an.

„Ich will Sie nicht beleidigen, glauben Sie mir. Man ißt, daher muß man arbeiten. Diese Männer hier schießen Robben, um zu leben; aus demselben Grunde führe ich diesen Schoner, und Herr van Weyden verdient sich, wenigstens jetzt, sein Brot, indem er mir hilft. Nun, und was tun Sie?“

Sie zuckte die Achseln.

„Ernähren Sie sich selbst oder werden Sie durch andere ernährt?“

„Ich fürchte, den größten Teil meines Lebens hat mich ein anderer ernährt,“ lachte sie, indem sie einen tapferen Versuch machte, auf den neckischen Ton Wolf Larsens einzugehen, obgleich ich wachsendes Entsetzen in ihren Augen aufsteigen sah.

„Ich nehme an, daß ein anderer auch das Bett für Sie macht?“

„Ich habe mir mein Bett gemacht,“ erwiderte sie.

„Oft?“

Sie schüttelte den Kopf mit versteckter Reue.

„Wissen Sie, was man in den Staaten mit Armen tut, die wie Sie nicht für ihren Unterhalt arbeiten?“

„Ich bin sehr unwissend,“ erwiderte sie, „was tut man mit meinesgleichen?“

„Man sperrt sie ein. Das Verbrechen, seinen Lebensunterhalt nicht zu verdienen, wird Landstreicherei genannt. Wäre ich Herr van Weyden, der sich andauernd mit der Frage beschäftigt, was Recht und Unrecht ist, so würde ich fragen, mit welchem Recht Sie leben, wenn Sie nichts tun, um Ihren Unterhalt zu verdienen?“

„Da Sie aber nicht Herr van Weyden sind, brauche ich Ihnen nicht zu antworten, nicht wahr?“

Sie sandte ihm aus ihren angstvollen Augen einen strahlenden Blick zu, der so rührend war, daß es mir ins Herz schnitt. Ich mußte irgendwie versuchen, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Haben Sie je einen Dollar durch eigene Arbeit verdient?“ fragte er triumphierend, im voraus seiner Sache sicher.

„Ja, das habe ich,“ antwortete sie langsam, und ich hätte fast über sein verlegenes Gesicht lachen können. „Ich erinnere mich, daß mein Vater mir einmal, als ich ein kleines Mädchen war, einen Dollar gab, weil ich fünf Minuten lang still war.“

Er lächelte nachsichtig.

„Aber das ist lange her,“ fuhr sie fort. „Und Sie werden wohl kaum verlangen, daß ein neunjähriges Mädchen sich seinen Lebensunterhalt selbst verdient. Gegenwärtig aber,“ fuhr sie nach einer kurzen Pause

fort, „verdiene ich ungefähr achtzehnhundert Dollar jährlich.“

Alle Augen hoben sich auf einmal von den Tellern und hefteten sich auf sie. Eine Frau, die achtzehnhundert Dollar jährlich verdiente, war wert, angeschaut zu werden. Wolf Larsen verhehlte seine Bewunderung nicht.

„Gehalt oder Akkordarbeit?“

„Akkordarbeit,“ antwortete sie rasch.

„Achtzehnhundert,“ rechnete er. „Das macht hundertundfünfzig monatlich. Nun, Fräulein Brewster, wir sind nicht kleinlich auf der „Ghost“. Betrachten Sie sich für die Dauer Ihres Aufenthaltes als mit demselben Gehalt angestellt.“

Sie sagte nichts. Sie war seine Einfälle noch nicht so gewohnt, daß sie sie mit Gleichmut hingenommen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Sanft durch diesen Tag.

Von Max Geisenheyner.

Es ist eben wieder mal Sonntag! Dieser unmögliche Tag am Schwanzende der Woche. An diesem Tag soll ein Gott von seiner Schöpfung ausgeruht haben. Ich aber bin kein Gott und verrichte nur notdürftige Maurerarbeit an der Erhaltung meines Lebensgebäudes, wobei das oberste Stockwerk mit den beiden Mansardenfenstern des Kopfes am schlechtesten bedacht wird. Wie kann man überhaupt so mir nichts, dir nichts an einem Tage ruhn, wenn man sechs Tage hindurch wie ein Rennpferd um die Bahn der Zeit gehetzt wird? So wird der Sonntag zum Tag der Halbheiten. Ich komme mir da vor wie ein Tiger, der in der Woche jeden Tag Vorstellungen geben muß, die seiner Natur widersprechen, und am Sonntag plötzlich in die Freiheit entlassen wird. Scheu und ungewohnt drückt er sich in der Wohnung umher, möchte einen Satz über den Tisch oder über sich selbst hinaus machen. Aber da er beides während der Woche auch nicht tun darf, bleibt er wütend stehen, knurrt den Tisch und sich selbst an. Draußen auf der Straße ist es auch nicht viel besser. Da soll er auf einmal, statt vorüberzuspringen, den Rücken schnurrend an einem Baumstamm reiben und in die Sonne blinzeln. Er möchte ein paar vorübergehende Sonntagsanzüge zerreißen, aber es könnten Abonnenten darin stecken. Abonnenten sind heilig.

Neid über die kleinen K i n d e r! Sie allein haben es am Sonntag gut. Sie werden bei der Hand genommen und ausgeführt. Man erklärt ihnen, warum das Gras wächst, daß der liebe Gott den Autobus und die Droschkenpferde geschaffen hat, die Ehe und die Konditoreien, den Regenschirm und die Katzenschwänze, den Schullehrer und die Großmama. Wer, zum Teufel, nimmt u n s des Sonntags morgens bei der Hand, zieht u n s wie kleine, sorglose Segelschiffchen über den Ozean unserer Einbildungen und sagt, alles Böse ins Gute verzaubernd, tief lächelnd: G u c k e d a! U n s, die wir sechs lange Wochentage hindurch mutterseelenallein unter bösen Leuten diesseits umherlaufen müssen, das Jenseits ängstlich versteckt hinter der linken Westentasche. Ja, jeden Sonntag morgen müsse einer aus dem Geisterreich kommen, für den Vormittag ein leises, für den Nachmittag ein verstärktes Programm bereithalten und uns sanft durch diesen Tag führen: Etwa: Bis elf Uhr vormittags schlafen, dann im Bett frühstücken, Mokka, Sahne, Quittengelee, Toast mit Kaviar und eine Viertelflasche Sekt. Um zwölf werden die vorhandenen Kinder, sauber gewaschen und gekleidet, hereingereicht, bekommen einen Kuß auf die Stirn, und werden sofort wieder hinausgereicht. Können sie schon laufen oder sind sie gar erwachsen, ist es am besten, sie befinden sich bereits seit morgens sieben Uhr auf einem Ausflug. In dem großen Badezimmer liegt die duftende Wäsche bereit. Eine unsichtbare Hand kommt, rasiert den Bart und legt einen neuen Frühjahrsanzug über den Stuhl. Nun wird spazieren gegangen. Die Sonne ist warm, die Straßen sind von Mitmenschen gesäubert. Ein angenehmer Feldweg schlängelt sich durch die Wiesen. Die Radfahrer fahren mitten durch die Aecker, um nicht zu stören. Den Hunden ist das Bellen verboten. In einem großen, schönen Hotel ist ein Tischchen auf der Terrasse reserviert. Das Diner ist einfach. Ein tschechischer Parmesanauflauf mit kleingehackten, gekochten Schinkenstückchen und brauner Buttersauce darüber tut sich trefflich hervor. Man sieht in Heiterkeit einen guten Bekannten daherkommen, weit im Hintergrunde mit dem Ober diskret verhandeln und alles bezahlen. Man winkt ihm jovial zu und besteigt diskret sein Auto, das vor der Tür steht. Sinkt in die Polstersessel zurück, macht eine lange Schläfchenfahrt durch den Wald. Knirschend hält der Wagen um vier Uhr vor der eigenen Wohnung. Da haben sich bereits die nettesten Leute eingefunden. Alle diejenigen, die man so gerne hat und darum nie zu sehen bekommt. Man umarmt sich vor Ueberraschung, und bald ist bei chinesischem Tee und Weimaraner Schokoladen-Spritzkuchen eine Unterhaltung im Schwung, in der die Worte aus dem Springbrunnen der Geister in silbernen Bögen steigen. — Philosophen reden von der Güte und der Aesthetik zerschmelzender Frühlingsschnitten, Zeitungsverleger sagen versonnen und begabt Lyrik auf, Schauspieler sprechen von Gemälden und junge Maler von der Ueberlegenheit ihrer älteren Kollegen. Dazwischen wird ein wenig Klavier gespielt, ein wenig getanzt. Es wimmelt geradezu von schöngebogenen Knien. Zigarettendüfte steigen, es riecht nach Rosen, Juchtenleder, Parfüm und Frauenhaar. Um sechs Uhr wird beschlossen, zusammen in die Oper zu gehen. Da ist der „Figaro“ angesetzt, und zwar als Gastspiel der Mailänder „Skala“. N i k i s c h d i r i g i e r t . . .

„Nikisch ist tot!“ ruft da jemand aus dem Nebenzimmer. „Beeile dich lieber mit dem Schreiben. Nachher kommen Onkel Erich und Tante Grete zum Kaffee, und du mußt für ihren stinkenden Hund noch einen alten Schuh vom Boden holen, sonst zerreißt er unsern neuen Teppich!“

Es ist eben wieder einmal Sonntag.

Der andre.

Von Kaspar Hauser.

Für wen bin ich eigentlich unglücklich? Für wen verpasse ich alle Gelegenheiten, alle großen Lose, alle günstigen Zuganschlüsse? Für wen verpatze ich das alles? Wenn es eine Wahrscheinlichkeitsrechnung gibt, dann muß doch auch eine andere Seite sein; ich werfe die schwarzen Scheiben, gut, aber einer muß doch dann auch die weißen werfen? „Unter 2785 Würfen sind nur 2 . . .“ Gemacht. Ich bin unter den 2783, die helfe ich auffüllen, Komparse fremden Glücks, Hintergrund glatter Abschlüsse des andern.

Muß der ein Glück haben —!

Wir sind, denke ich, miteinander verbunden wie die Figuren an den alten Wetterhäuschen; wir stehen auf einem gelenkigen Brettchen, und wenn ich ins Haus zurücktrete, tritt er hinaus . . . Immer ist er draußen, das Luder.

In den letzten Jahren zum Beispiel wohnt er immer auf der Sonnenseite, hat von morgens elf Uhr bis abends sechs Uhr Sonne in seinem Arbeitszimmer; er arbeitet in der äußersten Stille, manchmal macht er Krach, läßt das Grammophon laufen, liest sich laut etwas von Edschmied vor, spült sich dann den Mund aus . . . nur um etwas Leben in die Bude zu bringen. Wenn er einen Untergrundbahnhof betritt, zischt, kaum hat man sein Billett geknipst, der Zug herein, den er benötigt — keine Sekunde wartet er. Die Damen fliegen ihm zu und, worum ich ihn besonders beneide, sie fliegen auch wieder davon; wenn er sich Geld wünscht, bekommt er es nicht in drei Monaten, wo es ihm nichts mehr nützt, sondern er hat es zur Zeit; seine Verleger tun etwas für seine Bücher — daß dem Kerl nicht ganz unheimlich wird! So viel Glück hat er in den letzten Jahren.

Ich bin es, der es ihm gibt. Er hat es nur durch mich. Damit die göttliche Wahrscheinlichkeitsrechnung aufgehe, verpasse ich die Züge, die er erwischt; horche ich den Lärm auf, um den er herumkommt; für mich geht alles schief, damit es ihm grade gehe. Bedankt er sich?

Weiß er überhaupt etwas von meiner Existenz, von meiner unendlichen Arbeit, mit der ich ihm das Unglück abnehme und mir aufbuckle? Ahnt er denn, daß ich ihm Hilfsstellung leiste, daß ich die punktierte Linie bin, mit der man in der Quarta geometrische Sätze bewies, nachher wurde sie wieder wegradiert, und beschämt und bewiesen stand der Pythagoras da! Weiß er das?

Er geht herum und sagt: Mein Instinkt, müssen Sie wissen . . .“ Du Affe, du Prahlhans! Du Luftballon des Glücks. Ich trage dich, ich ermögliche dich — ohne mich wärst du nicht da, ohne mich wärst du eine Null, ein Krümel, hör doch! Meine Stimme dringt aus einem tiefen Brunnenschacht, tief unten, wo der vom Fremdenführer geworfene angezündete Fidibus verlösch, hocke ich, rufe dumpf herauf, und der Hall dringt zu keinem Glücklichen.

Aus aller Welt.

Keine kniefreie Mode in Budapest. Die Stadtverwaltung von Budapest hat einen Erlaß herausgegeben, wonach es den Schülerinnen der unteren Schulklassen verboten ist, kniefreie Röcke zu tragen. Die Schülerinnen der höheren Schulen sind gehalten, ihre Röcke 10 Zentimeter unterhalb des Knies herabfallen zu lassen. Die Bluse muß mit Aermeln versehen und der Hut aus Filz sein. Seide ist weder für die Strümpfe, noch für das Kleid zulässig.

Ein verdampfender Fluß. Der Tarimfluß in China hat in regenreicher Zeit eine Länge von einigen hundert Meilen und übertrumpft an Breite fast alle großen Flüsse der Welt. Aber es gelingt ihm nicht, das Meer zu erreichen. In dem Sand und den Salzflächen des östlichen Teils der Tarimwüste verliert sich der Fluß, er verdampft langsam.

Fröhliche Ecke.

Ein Champion. Polizist, der einen Betrunkenen im Rinnstein findet: „Sie können doch da im Wasser nicht liegen bleiben!“

*

Wahrsagerin: „Hüten Sie sich vor einer großen Blondine.“

Willi (traurig und müde): „Zu spät, ich habe sie schon geheiratet.“

*

Junger Arzt: „Mein Patient bildet sich ein, er leide an Blinddarmentzündung.“

Spezialarzt: „Und was bilden Sie sich ein, was er hat, Herr Kollege?“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter R o b e r t S t y r a, Poznań.